I/2003

IMPULS

Positionen und Konzepte aus dem Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland

VEDD
Verband Evangelischer
Diakonen- und Diakoninnen-
gemeinschaften
in Deutschland e.V.

Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften

Ein Vortrag von Prof. Dr. Fulbert Steffensky auf der VEDD-Haupt-versammlung am 6. November 2002 in Rickling

Vorwort

Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften

Unter diesem Arbeitstitel trafen sich die 52 Delegierten aus den VEDD-Mitgliedsgemeinschaften und Gäste zur jährlichen Hauptversammlung im November 2002 im schleswig-holsteinischen Rickling.

Neben dem Hören, Erfahren und Teilgeben von Beispielen gelebter Spiritualität aus den Mitgliedsgemeinschaften, gestaltet von Schwestern und Brüdern des VEDD-Netzwerks, arbeiteten die Delegierten an Thesen und „Zu-Mutungen“ des Hamburger Theologieprofessors und Publizisten Fulbert Steffensky:

- Die Verkündigung ist Wort und Tat = gleichberechtigte und ebenbürtige Kanzeln
- Verbindlichkeit (in den diakonischen Gemeinschaften) hat mit Verbundenheit, mit Liebe und Zärtlichkeit zu tun.
- Spiritualität ist nicht Genialität, sondern (erlernbares) Handwerk.

Wir freuen uns, dass jetzt das von Dr. H. Brandhorst (Nazareth/Bethel) dankenswerter Weise redigierte Referat von Dr. Fulbert Steffensky zur Nacharbeit in den VEDD-Gemeinschaften vorliegt.[1]

Wir wünschen uns, dass der Vortrag von Fulbert Steffensky über die Hauptversammlung hinaus zur Nacharbeit einlädt und die Kultur des Geistlichen Lebens in den Diakonischen Gemeinschaften neu anregt und begleitet.

Diakonin Elisabeth Peterhoff
VEDD-Vorstandsvorsitzende

Diakon C. Christian Klein
VEDD-Geschäftsführer

[1]Mit Erlaubnis des Verfassers redigierter Tonbandmitschnitt von der VEDD-Hauptversammlung am 6. November 2002 in Rickling, verschriftlicht von Christel Tiemann, Bielefeld

Referat Prof. Dr. Fulbert Steffensky

Eigentlich sind es drei Kirchen, aus denen ich komme. Die erste ist eine katholische Dorfkirche. Ich bin Saarländer, an der Saar geboren, man war so katholisch wie man atmete, es gab sonst nichts, es gab keine störenden Protestanten, außer einem strafversetzten Gendarmen, wie man bei uns sagte, einem strafversetzten Polizisten, der dann mein Protestantismus-Bild sehr geprägt hat.

In dieser Gruppe war man „natürlicher weise“ sozusagen. Man war darin geboren, man hat keine Entscheidung gefällt ob man dazugehören wollte oder nicht, sondern man war drin. Diese Gruppe war eine Gruppe, es war das Dorf, das einem immer gesagt hat, wie man glauben sollte, wie man leben sollte, wie man seine Ehe führen sollte, wie man beten sollte usw. Also, man stand immer unter dem Druck der Gruppe.
Wie boshaft das sein kann, das weiß jeder, der aus einer solchen Institution kommt, aber nicht nur boshaft, sondern es war auch eine Lebenshilfe – allein bist du klein. Das ist nicht nur ein politischer Slogan, sondern in hohem Maße auch eine religiöse Wahrheit. Man war da nie allein, man war immer gesehen, im Bösen wie im Guten. Man war immer ermuntert, wenn man will, zum religiösen Leben oder zum andern Leben, im Bösen und im Guten. Es war, also eine Gemeinschaft will ich das nicht nennen, aber ein Kollektiv da, das den Einzelnen nicht alleine gelassen hat. Es waren Traditionen da, ich musste mich nicht jeden Morgen neu erfinden, was ich tun sollte, was ich glauben sollte, ob ich beten sollte, wie man betet usw... Sondern es war eine Tradition da die mir sagt, was zu tun war, im Bösen wie im Guten, also im Bösen, oder im Problematischen, die Toten saßen mir immer auf der Brust, sie sagten mir tu das, denk das , halte deine Liturgie so und die Toten haben mich ermuntert. Ich hatte die Gebete der Toten, die Traditionen der Toten, und so war ich nie allein. Ich musste nicht so eloquent sein. Ich musste nicht so original, so originell sein, weil ich immer schon etwas vorliegen hatte. Das war der Segen der Toten oder der Segen einer Tradition, und es war eine bezeichnete Landschaft. Alles was wichtig war, hatte eine Geste: Der Morgen wurde bezeichnet mit dem Morgengebet, das Essen wurde bezeichnet mit dem Tischgebet, der Abend mit dem Abendgebet, der Sonntag wurde bezeichnet, es waren bezeichnete Landschaften. Also in einem hohen Sinn spirituelle Landschaften. Zu dieser Art von Spiritualität gehört eine Gemeinschaft, gehört eine Tradition und gehören Bezeichnungen, Gesten, Bräuche und Aufführungen.

Ich war dann in einer zweiten Kirche; das war ein Benediktiner-Kloster. Ich war 13 Jahre Mönch in Maria Laach. Die Gefahr, die heute morgen besteht ist, dass ich Ihre Gemeinschaften immer wie Klostergemeinschaften denke und behandle. (Da können sie sich ja wehren.)

Das war eine ähnliche Situation wie in der ersten Kirche nur, dass man dorthin freiwillig gegangen ist. Also, ich war nicht in diesem Kloster geboren wie ich in meinem Dorf geboren war. Ich bin freiwillig dahin gegangen und man ist anders zu Hause wenn man irgendwo freiwillig ist, wenn man irgendwo nicht naturhaft, sondern mit einer Entscheidung ist. In einer gewissen Weise war das eine dichtere religiöse Heimat. Sonst war diese Heimat gleich, eine Gruppe die mich drängte, die mir ein Verhalten nahe legte. Eine Gruppe bei der ich nicht nur ich sein musste, sondern ich war einer der zu dieser Gruppe gehörte. Wenn man dahin kam, bekam man einen anderen Namen, man verstand sich nicht aus seiner privaten Biographie nur, sondern aus der Biographie des Ganzen. Also, ich war mehr als ich von mir aus sein konnte, weil ich in Zusammenhängen stand, weil ich eine Tradition hatte, und weil ich mich mit den Gesten meiner Geschwister und meiner Toten bezeichnen konnte. Das war die zweite Kirche.

Bei den beiden Kirchen, die ich bisher genannt habe, war die Hauptschwierigkeit eigentlich die Menschenrechte. In der ersten Kirche wurden sie einem zum Teil bestritten, weil man immer wusste, immer wissen sollte, wie man denkt, wie man handelt, wie man seine Sexualität ausführt, wie man seine Ehe führt usw. Ähnlich war es auch in der zweiten: Eine strenge Gemeinschaft ist immer in Gefahr, die Menschenrechte des Subjektes, zu beschneiden oder zu kränken.

Ich bin jetzt in einer dritten Kirche, in einer Hamburger Kirche, in der ich kaum eine Gruppe habe. Niemand drängt mich auf ein bestimmtes Verhalten hin. Der Stadtteil, in dem ich lebe, drängt mich die Straße zu fegen und die Fenster zu putzen. Da kriege ich schon mal anonyme Briefe. Neulich haben wir einen bekommen, in dem hieß es: „Wie sieht's bei Ihnen aus draußen, und das Auto ist nicht geputzt", und dann schloss dieser Brief: „So wie es außen aussieht, so wird's auch wohl innen aussehen." Ich konnte es nur bestätigen. Das ist interessant.

Sonst drängt mich nichts. Ob ich homosexuell oder heterosexuell bin, interessiert keinen. Ob ich in die Kirche gehe oder nicht, interessiert keinen. Ich bin frei und einsam, früher war ich nie einsam und nie frei. Das ist die neue Situation, auch in der Kirche. Die Gruppe, mit der ich da sonntags zusammen bin, drängt mich sehr wenig. Es ist die Großkirche, die so ziemlich alles duldet, jedenfalls sehr viel duldet, mir wenig Verhalten nahe legt, mich aber auch wenig tröstet, mich wenig ermuntert. Das ist die Situation, ich komme im Laufe meines Vortrages noch mal darauf zurück.

Die Spiritualität einer Gemeinschaft, oder Ihrer Gemeinschaft. Ich glaube es ist die Arbeit, die Sie tun.
Ich glaube, die Spiritualität der Gemeinschaft ist die Gemeinschaft selber und sind die Einzelnen mit ihrer spirituellen Selbstgestaltung.

Diese Punkte möchte ich jetzt näher ausführen.

Die Kirche braucht Sie!

Die Großkirche ist eine relativ interessensneutrale Gruppe, da haben alle Platz. Da haben die Friedensgruppen, die Ökogruppen, die Militärseelsorger, die Offizier, fast alles hat Platz in dieser Großkirche.

Das ist natürlich das Problem einer Großgruppe, einer Großkirche, dass sie alles duldet und relativ wenig Lebensoption hat, relativ unklar ist. Sie hat kein Ziel über sich selbst hinaus, diese Großkirche. Anders eine Gruppe wie die Ihre, oder wie andere Gruppen in der Kirche. Sie sind sozusagen Optionsträger. Sie haben eine Option mit Ihrer Arbeit, Sie arbeiten ja nicht mit jedem. Sie arbeiten mit Kranken, mit Behinderten, Sie arbeiten im Krankenhaus oder Sie arbeiten mit Jugendlichen, die Sie brauchen. Sie vertreten eine Wahrheit, ein Anliegen, eine Option in der Kirche, und Sie sind deswegen immer in einer gewissen produktiven Gefahr, Streithähne zu sein in dieser Kirche. Die Großkirche streitet nicht, jedenfalls nicht gerne. Manchmal wird sie durch die Gruppen dazu gezwungen, die etwas verfolgen, den Frieden, die Gerechtigkeit, das Anliegen der Kranken, das Anliegen der Behinderten, das Anliegen der Kleinen in dieser Kirche.

Ich glaube, Wahrheit kommt nicht zustande dadurch, dass man sie in einem Buch abliest, auch nicht in der Bibel, dadurch, dass man einen Papst hat, sondern dass man Gruppen hat, die Optionen haben die für etwas stehen, die Interessen haben und die für diese Interessen arbeiten, kämpfen und auch streiten. Der Streit fördert die Wahrheit, wir sind viel zu streitunlustig in unserer Kirche. Wir sind viel zu harmoniediktiert in unseren Kirchen. Und ihre Aufgabe ist die Einseitigkeit, nämlich für das zu stehen, für das ihre Gruppen stehen und diese Art der Einseitigkeit fördert die Wahrheit. Also, sie sind Optionsträger, ohne sie kann die Kirche eigentlich nicht existieren, ohne sie würde die Kirche in ihrer großkirchlichen Behäbigkeit ersticken. Man ist eigentlich erst Gruppe, wenn man ein Thema hat. Die Kirche hat natürlich auch ein Thema: die Bibel – aber wenig Option. Sie haben aber ein Thema in der Arbeit, die Sie haben. Und ich glaube, das ist auch ein Stück Ihrer Heilung. Man wird eigentlich nicht in sich selbst heil. Man wir heil, indem man ein Drittes hat: Heilung am Dritten, Heilung am Thema. Ich habe das erlebt.

Ich könnte eine vierte Kirche nennen, nämlich das politische Nachtgebet in Köln – dieser Versuch damals, gesellschaftliche Zustände vor unserer eigenen Tradition zu bedenken. Es war interessant, wie Leute, die in der Normalität leben, ihre normalen Krankheiten haben, ihre normalen Depressionen oder Neurosen, wie diese Leute heil wurden am Thema, das wir verfolgten, für das sie Informationen sammelten, für das sie Gottesdienste machten. Heilung am Dritten, das ist die große Chance einer Gruppe. Sie vertreten eine der Sprachen der Kirchen. Ich lese aus Matthäus 10: „Er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, das sie die austrieben und heilten alle Krankheiten und alle

Gebrechen. Und er sagte, geht hin und predigt, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen. Macht die Kranken gesund, weckt die Toten auf, macht Aussätzige rein, treibt böse Geister aus."

Es gibt in dieser Kirche zwei ebenbürtige Kanzeln. Die eine Kanzel ist die Kanzel des Wortes, die wir sonntäglich erleben, die wir in unseren evangelischen Akademien erleben, die wir in den theologischen Fakultäten erleben, die Verbreitung des Evangeliums im Wort. Und es gibt eine andere Kanzel, einen anderen Auftrag, der hier genannt ist und der ebenbürtig ist: Macht die Kranken gesund, weckt die Toten auf, macht Aussätzige rein. Das Problem unserer evangelischen Kirche ist, dass sie sich eher von der Wortkanzel her versteht und definiert und dass die andere Kanzel, die Tatkanzel, die Kanzel der Gesundmachung der Kranken, der Erweckung der Toten, nicht verachtet ist, das natürlich nicht, aber eher dann doch kürzer kommt als die andere Kanzel, als die Kanzel des Wortes.

Sie, mit Ihren Gemeinschaften, stehen vor allem für diese, sind also ein wesentlicher Teil, ein wesentliches Charisma der Kirche. Sie würde untergehen ohne diese Gruppen und ohne Ihre Arbeit. Sie sind Gruppen, Gemeinschaften die in Situationen mit wenig Hoffnung arbeiten, jedenfalls sehr oft, mit schwer Kranken, schwer Behinderten, mit Jugendlichen, die es schwer haben mit sich. Und ich kann mir vorstellen, dass eine Arbeit in einer solchen Situation an der eigenen Hoffnung frisst, dass die Spiritualität allmählich staubig wird, wenn man sich nicht durch Erfolge rechtfertigen kann.

Jeder, der zum Beispiel an der Universität lehrt, sieht Erfolge, manchmal zweifelhafte, das mag stimmen, aber er sieht, dass jemand Examen macht und weiter geht. Bei Ihnen ist das viel schwieriger. Wie behalten Sie eigentlich ihre Hoffnung? Wie machen Sie sich langfristig in Ihrem eigenen Glauben, in Ihrer eigenen Spiritualität? Das ist schon eine wichtige Frage. Und trotzdem gibt es so etwas wie eine Fraglosigkeit in Ihrer Arbeit. Ich glaube, Kranke zu waschen oder für Menschen in Gefahren zu sorgen oder vor Giftgaslagern zu protestieren, das ist in sich einsichtig, das braucht nicht weiter eine Begründung zu haben, und das arbeitet an unserer Hoffnung.

Es ist interessant, dass Leute die wirklich arbeiten – nehmen wir Martin Luther King, oder Hélder Camara, der bei den Armen in Brasilien arbeitete – dass die nicht fragten: Hat meine Arbeit einen Sinn? Sondern der Sinn wird ersichtlich im getrösteten Kind, im getrösteten Kranken, im Eintreten für den, der wenig Optionen in dieser Gesellschaft hat. Also einerseits kränkende Hoffnung dadurch, dass man wenig Erfahrung sieht, die Gefahr ist jedenfalls da. Andererseits Hoffnung, die in der Arbeit selber liegt. Ich glaube, die Grundform der Spiritualität ist die Arbeit, die Sie tun, die Sie gut tun, die Sie recht tun. Das ist, glaube ich, sogar das Eigentliche, was man benennen kann als spirituelle Arbeit, die erkennen lässt, dass es eine Arbeit im Dienste des Menschen, im Dienste Gottes ist.

Es geht hier um die Spiritualität Ihrer Gruppe: Was heißt es für ein Subjekt, in dieser Gruppe zu sein, was ist die Verbindlichkeit einer Gruppe? Oder ist diese Gruppe nur ein Name, nur ein Interessensverband? Ich habe mir verschiedene Satzungen durchgelesen: Sie denken ja nicht gerade bescheiden von sich selber – und das ist richtig, glaube ich. Aber diese produktive Unbescheidenheit muss auch einen Inhalt haben. Und ich frage jetzt, wie das Verhältnis des Einzelne zur Gruppe ist.

Die Spiritualität der Gruppe ist die Gruppe selber.

Vor kurzem hat mich eine katholische Ordensschwester nach einem Vortrag angesprochen und hat mich erinnert an ein Gespräch, das ich vor etwa 30 Jahren mit ihr hatte, als ich noch im katholischen Kloster war. Solche Erinnerungen sagen einem ja immer wie alt man ist. Damals, so sagte diese Schwester, habe sie Schwierigkeiten gehabt mit dem Pflichtgebet der Gruppe, zu der sie gehörte, und ich hätte ihr gesagt: „Pflichtgebet, was ist denn das?“ Diese Antwort, sagte sie, hätte sie ungemein befreit. Also, ich hätte damit gesagt, dass Gebete oder anderes Verhalten einem Einzelnen von der Gruppe nicht einfach aufgezwungen werden könnten als Gesetze, die am Herzen und Gewissen der Menschen vorbeigingen. Gebet als eine formale Pflicht, die die Gesellschaft auferlegt, könne es nicht geben, das hat sie aus dieser Antwort heraus gelesen. Das Subjekt sei zunächst seinem Gewissen verpflichtet und nicht seiner Gruppe und nicht den Regeln einer Gemeinschaft. Ich weiß nicht, ob dieses Gespräch wirklich so stattgefunden hat, oder ob das eine biographische Selbststilisierung ist. Es ist ja interessant, wie die Menschen, wenn man etwas sagt, an unseren Aussagen arbeiten. Das Ohr ist ein anarchistisches Organ, das zersetzt immer, was man sagt und liest auch, hört auch, was notwendig ist.

Als die Schwester mich daran erinnerte, hatte ich selbst ein zwiespältiges Gefühl, als sie mich in dieser heutigen Großstadt, in dieser säkularen Situation daran erinnerte, und ich habe mich gefragt, ob ich eigentlich damals nicht mehr zu sagen hatte. Habe ich vor der Schwester die Verbindlichkeit des Gebetes und die Abmachungen einer Gemeinschaft ermäßigt? Oder habe ich ihr geholfen, eine formalistische Strenge zu überwinden? Ich wusste es selbst nicht so genau.

Nehmen wir einmal an, das Gespräch habe stattgefunden wie die Schwester sich erinnert. Was waren die Bedingungen der Aussagen von damals? Ich war jung, Theologen werden spät erwachsen. Die Welt war damals schon geordnet. Man fand immer geordnete Welten – die Welten der Toten – vor, dem Menschen von außen auferlegt. Ich glaube, dass junge Menschen mit einer gewissen Ernsthaftigkeit natürliche Protestanten sind. Also gegen ihre Gruppen, gegen die Einrichtungen protestieren oder sie in Frage stellen. Sie haben noch nicht die senile Ausgewogenheit, die ich heute habe. Verbindlichkeit ist vor allem eine Haltung dem eigenen Gewissen gegenüber, sagen junge Menschen. Man erkennt das als

die Wahrheit, was man mit dem eigenen Verstand erkannt hat und mit dem eigenen Gewissen geprüft hat. Man beansprucht als junger Mensch vor allem das Recht auf die eigene Wahl. Es soll das die Form des Lebens, die Gestalt unserer Gebete, die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft sein, die wir selber geprüft und für richtig befunden haben. Ich spreche hier nicht von jugendlicher Torheit, die allmählich milder Alterssenilität weicht, ich spreche vom Charisma und der Aufgabe junger Menschen in einer Kirche, in einer Gemeinschaft. Der Bildersturm, der Angriff auf überliefertes, ist eher eine Begabung von jungen Menschen, aber es ist wirklich eine Begabung. Ich glaube nicht, dass die Kirche oder die Gemeinschaften auf Dauer leben könnten, ohne diesen bilderstürmerischen Ansatz von jungen Menschen, ohne diesen eigentlichen Protestantismus.

Es gibt die Verbindlichkeit des Menschen dem eigenen Gewissen gegenüber. Und die Tugend, die eine Gemeinschaft diesen ihren jungen Protestanten gegenüber zu entwickeln hat, ist die der Liberalität. Ich meine das nicht als schwächliche Liberalität. Liberalität ist die schwere Tugend des Ganzen gegenüber einem Einzelnen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Gemeinschaft Verbindlichkeit von ihren einzelnen Mitgliedern fordern darf, ohne dass sie sich gleichzeitig darin übt, die Gewissen der Einzelnen zu schätzen. Wir wissen aus der Geschichte unserer Gruppen, unserer Kommunitäten, wie es immer wieder zu einem Kollektivterrorismus gekommen ist wegen einzelner Mitglieder. Mit Liberalität meine ich nicht das schwächliche Verhalten einer optionslosen Gruppe.

Als ich in mein Kloster eintrat, war dieses Kloster noch stark und streng. Als ich austrat, war es schwach und liberal. Allmählich wurde die Konzeption dieses Klosters undeutlich, und die undeutliche Konzeption hat sich ausgewirkt als Liberalität: Du kannst machen, was Du willst. Es wurde weniger streng. Wo Optionen fallen gibt es oft eine verführerische, falsche Liberalität. In diesem Kloster hieß das: mehr essen, weniger beten und mehr schlafen. Nur ist das ja keine Lebenskonzeption.

Ich unterscheide davon diese andere Liberalität, also die Kraft, die schwere Kraft der Gesamtheit, ein Einzelnes, ein einzelnes Wesen und Subjekt zu würdigen. Die Welt von damals, jetzt nehme ich noch mal das Beispiel der Schwester, in dem ich ihr das gesagt habe, oder gesagt hätte, ich weiß es nicht, war immer schon geordnet und dem Menschen von außen auferlegt. Wir lebten damals beide in katholischen Kommunitäten, also in Gebilden die stark traditionsbestimmt waren. Die Gefahr war, dass man immer Beute der Toten war. Es lag alles vor, das Subjekt hatte keine Entscheidung zu treffen. Die Liturgie lag vor, die Anzahl der Gebete war festgelegt usw. Das konnte ein Zustand hoher Entfremdung sein. Allerdings war das auch nicht ohne Halt und nicht ohne Trost. Man kann ja manchmal auch in den entfremdeten Zuständen zu Hause sein. Das hat man gemerkt bei den Liturgiereformen, als viele Menschen dagegen so protestiert

haben, dass jetzt etwas Neues kommt. Viele haben das als Verjagung aus den alten Heimaten empfunden.

Vielleicht war damals gegen die verhängten Welten die Antwort richtig. Pflichtgebete, was ist das! Es gibt epochale Aufgaben. Die Arbeit jener noch traditionsbestimmten Zeit war, Verstand und Gewissen zu erobern gegen das immer schon verhängte Allgemeine. So war die Behauptung der Verbindlichkeit dem eigenen Gewissen gegenüber nicht nur die natürliche Aufgabe der Jugend, es war auch die Aufgabe einer Epoche damals, einer traditionsbestimmten Epoche.

Ich stelle mir vor, es kommt heute ein Diakon aus Hamburg zu mir und stellt mir eine ähnliche Frage. Er lebt in einer Welt, in der die Überlieferungen zusammengebrochen sind. Übrigens kann er diese Frage sehr schwer stellen, weil sie eigentlich keine Regeln im Sinn der alten katholischen Gemeinschaften haben. Sie hatten die auch einmal, diese Regeln, zum Beispiel eine Anzahlt von Pflichtgebeten zu bestimmten Zeiten zu verrichten. Jetzt haben Sie eigentlich eher Absichterklärungen. Sie haben also keine Regeln, sondern Satzungen mit Absichtserklärung. „Der Diakon, die Diakonin soll ...“. Das ist ein Problem. Die alte Regel wurde abgeschafft, weil man protestantisch sagte: „Das ist ja Werk“. Ich glaube, dass es Werk geben muss, ich glaube, dass es Eindeutigkeiten einer Gemeinschaft geben muss und seien sie auch bescheiden und klein. Abmachungen, die Konkretionen bedeuten und nicht nur Absichtserklärungen, der Diakon sei ein wundervoller Christ.

Nun gut, das haben wir schon im Neuen Testament. Ich glaube, dass jede Gemeinschaft, die langfristig sein soll und die sich Gemeinschaft nennen darf, zu bestimmten Festlegungen kommen muss, zu bestimmten Regeln. Was würde ich heute diesem Diakon sagen, wenn er käme und Schwierigkeiten mit abgemachten Lebensformen hätte, Schwierigkeiten mit der Verpflichtung einer Gemeinschaft gegenüber? Ich würde ihm stärker widerstehen als damals bei jener Schwester. Zunächst würde ich einen Gedanken formulieren, den ich gelernt habe, weil ich selber älter geworden bin. Ich würde sagen, dass die Verbindlichkeit, die öffentliche Abmachung einer Gemeinschaft, den Einzelnen auch befreien kann, befreien von sich selber. Früher gab es das Gefängnis der Traditionen, das Gefängnis eines festgelegten Regelwerks. Es gibt ein anderes Gefängnis: das ist die Einsamkeit unserer eigenen Herzen, dass wir Autor von uns selbst sein müssen, Autor von jedem Gedanken, von jeder Regel. Das ist viel schwieriger. Wir sind in das Gefängnis der Gestaltlosigkeit, das Gefängnis der Zufälligkeit eingesperrt.

Der Mensch lebt nicht nur von innen nach außen, er lebt nicht nur aus seiner Unmittelbarkeit, Spontaneität, aus seinen augenblicklichen Entscheidungen. Wir leben auch von außen nach innen. Wir leben von Abmachungen, die wir mit uns selbst getroffen haben, von Regeln, die wir uns selbst gegeben haben, etwa täglich zu einer bestimmten Zeit einen Psalm zu beten, etwa in der Fastenzeit nicht zu rauchen oder

was man so mit sich abmacht. Wir leben von Abmachungen, die wir mit Geschwistern zusammen getroffen haben, wenn wir etwa Gemeinschaften anerkennen. Ich glaube, dass eine Gemeinschaft nur bestehen kann, wenn sie sich verabredet, wenn sie Abmachungen trifft, und wenn die Subjekte sich an diese Abmachungen halten. Wir leben von solchen Formen, die unabhängig sind von jeweiligen prozeduralen Entscheidungen.

Ich bete, wenn es mir danach zumute ist. Nun ja, wann ist einem nach beten zumute? Nicht so oft, würde ich empirisch pessimistisch sagen. Je älter wir werden und je mehr Lebensniederlagen wir einstecken mussten, um so mehr haben wir gelernt, nicht nur uns und unserem Augenblick zu trauen, unserer guten Spontaneität zu trauen. Man hat gelernt, dass man sich selber langfristig machen muss gegen die Korruption des Augenblicks, gegen die jeweilige Bestimmtheit. Man hat gelernt, dass man sich mit den Lebensabsichten und den Lebensformen von vielen verbinden muss. Gemeinschaft haben, heißt, sich verbinden können mit den Lebensabsichten und Lebensformen von mehreren, dass man sich verbinden kann, wenn die eigene Kraft zu gering ist.

Sich verbinden, sich in Einklang bringen mit den Geschwistern, das ist ein Interesse bei älteren Menschen, und zwar nicht nur aus müder Konformität, nicht nur aus einem kraftlosen Harmoniebedürfnis, sondern, weil man mehr weiß von der Korruption des eigenen Herzens und der Schwäche des eigenen Gewissens. Älter werden heißt ja nicht weiser werden. Älter werden, vielleicht heißt das über einen Umweg weiser werden. Älter werden heißt mehr Niederlagen haben, vielleicht darin etwas weiser werden. Je älter man wird, um so mehr merkt und weiß man, dass man nicht abendfüllend ist – weder in seiner Arbeit noch in seinem Gebet, noch in seiner Beziehungskraft. So ist das, und darum verbündet man sich.

Das würde ich dem Diakon aus Hamburg sagen, weil ich selber älter geworden bin. Es gibt aber noch einen epochalen Grund ihn zu warnen, die Verbindlichkeit seiner Gemeinschaft leichtfertig aufzulösen. Unser konstruierter Diakon – aus dem Rauhen Haus von mir aus – kommt aus einer säkularisierten Stadt, in der es kaum noch Gruppen oder Ideen gibt, die von den Einzelnen Verbindlichkeit fordern. (Ausgenommen natürlich im Arbeitsbereich).

Denken sie an die dritte Kirche, die ich geschildert habe, die säkulare Stadtkirche. Welche Absichten wir verfolgen, woran wir glauben, was man mit seinem Leben macht, alles das ist uns als Einzelnen überlassen. Und so ist unsere Hauptgefahr nicht mehr, dass uns das Leben bis ins Einzelne vorgeschrieben und auferlegt ist, die Gefahr ist, dass wir an unserer Beliebigkeit verkommen, dass wir ersticken an unserer inneren Ziellosigkeit, an unserer inneren Formlosigkeit. Man kann nur schwer glauben und zu einer Lebensvision finden, wenn man allein ist. Wenn man keine Lehrer und Lehrerinnen hat, wenn man keine Tröster und Trösterinnen hat. Das heißt ja

eine Gemeinschaft haben, einen Lehrer haben, eine Trösterin haben. Selbst wenn es eine dünne Gemeinschaft ist, also selbst wenn sie nur gelegentlich zusammenkommen, oder gelegentlich in Konventen sich treffen, selbst dann wissen sie voneinander, selbst dann lernt man voneinander und könnte sich tragen und trösten. Also, unsere Hauptgefahr ist nicht mehr, dass wir gebannt sind in die Gefängnisse von Regelwerken und Traditionen. Die größere Gefahr ist die äußere und die innere Unverbindlichkeit des Lebens. Ich gerate in eine alte und neue Gefahr, nämlich Strenge mit der Idee selber zu verwechseln. Jede Idee hat ihre Strenge. Es gibt keine ernsthafte Idee, es gibt keine ernsthafte Lebensform, die nicht ein Stück Strenge mit sich hat. Etwas anderes ist, ob man Strenge schon als Idee versteht. Das war die alte Gefahr, dass man dachte, wo es streng zugeht, da muss eine Idee sein. Übrigens erscheint das auch als neue Gefahr bei Fundamentalisten sehr stark, dass man denkt, da muss doch etwas sein, die fordern ja noch etwas.

Ich will nur ein Beispiel erzählen. Ich war vor einiger Zeit in einer, sagen wir, fundamentalistischen Gemeinschaft. Der Pfarrer dieser Gemeinschaft sagte in einem Gottesdienst: „Wir fangen jetzt wieder an mit Glaubensunterweisungen. Es sind 15. Wenn Sie mitmachen wollen, machen Sie nicht eine mit oder vielleicht drei, sondern kommen Sie zu allen und pünktlich, oder kommen Sie nicht!“ Hops, dachte ich, wo gibt's denn diese Sprache in der Kirche noch?

Ich war zufällig acht Tage später in einer unserer Hauptkirchen. Dort sagte der Pfarrer etwas ähnliches: „Wir fangen mit Glaubensunterweisungen, Glaubensstunden an. Es sind fünf. Ich weiß nicht, ob Sie für alles Zeit haben, aber schnuppern Sie doch mal rein, vielleicht gefällt's Ihnen, vielleicht auch nicht, machen Sie's, wie Sie wollen.“

Der Pfarrer hat in dieser Beliebigkeit schon nahe gelegt, dass das, was er macht, nichts taugt. Und ich glaube schon, dass es eine Beliebigkeit gibt, die unsere Sache diskreditiert. Kein Geist kommt ohne Strenge aus, aber Strenge heißt noch nicht Geist. Keine Kommunität, kommt ohne – ich will das Wort Strenge jetzt nicht benutzen – keine Gemeinschaft kommt ohne eine gewisse Konsequenz aus, obwohl „Konsequentismus“ nicht Geist ist. Wie gesagt, immer schon waren Menschen angezogen von purer Strenge und Härte. Man braucht nur an die Tradition falscher Askese in unserer Kirche zu denken. Es gibt eine Tendenz, sich selbst los zu werden in die Strenge und die Vorgaben hinein. Das meine ich natürlich nicht, sondern die Strenge, die der Geist selbst auferlegt.

Verbindlichkeit hat mit Verbundenheit zu tun.

Verbundenheit ist übrigens Ausdruck für Liebe und Zärtlichkeit auch; ich bin dir verbunden. Mit jemandem verbunden sein heißt, ihm nahe sein und nicht mehr sein eigener Herr und Meister sein wollen allein, sondern in Rücksicht auf einen anderen zu leben und zu handeln, den man liebt. Mit Rücksicht auch auf eine Gruppe zu leben und zu handeln, zu

der man gehört und die man gewählt hat. Die Frage ist also: Ist Zärtlichkeit, Liebe die Färbung des Begriffes Verbindlichkeit, oder ist Härte und Strenge ein zielloser Begriff? Verbindlichkeit heißt, die Verpflichtung des Menschen einer Lebenswahrheit gegenüber, die er als die seine erkannt hat, die er als die seine angekommen hat, die Verpflichtung auch einer Gemeinschaft gegenüber, sofern sie halbwegs ernst zu nehmen ist und sich Gemeinschaft nennen kann, die Verpflichtung einer Gemeinschaft und ihren Zielen gegenüber.

Ich will mal ein Beispiel nennen, bei dem mir die Gemeinschaftlichkeit überhaupt nicht mehr einleuchtet. Das sind die Klosterspiele innerhalb der evangelischen Kirche in Loccum. Das alte katholische Zisterzienser-Kloster wurde aufgelöst. Aber es besteht noch als Spielweide. Der Bischof oder die Bischöfin von Hannover ist Abt/Äbtissin, es gibt Konventuale, es gibt den Schatzmeister usw. Sie treffen sich einmal im Jahr, und der Abt geht mit der Mitra und dem Stab und spielt ein bißchen Kloster. Ich finde, das ist eine Unverschämtheit der Idee einer wahren und interessierten Gemeinschaft gegenüber.

Ich muss eine kleine Episode erzählen. 1968 war die 800-Jahrfeier von Loccum. Bischof Lilje war damals Abt von Loccum, und es gab einen festlichen Gottesdienst. Der Bundespräsident war eingeladen, und Lilje wollte, wie ein richtiger Abt, mit Mitra und Stab einziehen. Doch die Leute aus dem Predigerseminar, die Vikare, hatten ihm Mitra und Stab versteckt, das gab einen ungeheuren Eklat. Also, das sind Spielereien.

Ich glaube, dass Ihre Gemeinschaft keine Spielerei ist und keine Spielerei sein soll. Damit aber steht der Begriff Verbindlichkeit da. Es ist die Spiritualität einer Gemeinschaft. Ist die Verbindlichkeit damit aber nicht ein Begriff, der ein anders hohes Gut des Menschen einschränkt, nämlich die Freiheit? In der Tat, wer eine Idee ernsthaft verfolgt und wer ernsthaft zu einer Gruppe gehört, der kann damit nicht mehr machen, was er will. Man kann natürlich fragen: Hat das mit Freiheit zu tun, machen zu können was man will? Die Frage ist übrigens nicht so schnell zu verneinen. Schon deswegen nicht, weil die Freiheitsfeinde sie immer schon verneint haben. Prüfen können, wählen können, entscheiden können, gehört zu den Grundrechten eines Menschen, die er nicht mehr aufgeben darf, gehört hier einfach zum Gewissen, aber es gibt einen individualistischen Freiheitsbegriff der eine illusorische Heilheit und Ganzheit des einzelnen Subjektes voraussetzt. Menschen meinen eine Entscheidung sei schon deswegen gut , weil sie sie getroffen haben. Unser Ich, oder wie die Bibel sagt, unser Herz, ist nicht heil. Es ist nicht ganz und es ist nicht rein. Wir sind zwiespältige Menschen, vielleicht auch korrupte Menschen.

Wir können das auch in Heiterkeit sagen, also nicht in protestantischer Demut und Unterwürfigkeit, sondern in Heiterkeit, weil wir nicht angesehen werden, weil wir heilige Menschen und ganze Menschen sind, sondern weil wir angese-

hen werden. Wir sind nicht angesehen, weil wir ansehnlich sind, sondern weil wir angesehen werden im Blick der Güte Gottes. Im Blick dieser Güte kann man Fragment sein, muss man nicht in Panik geraten, wenn man sich selbst als Halber erkennt. Wir sind zwiespältige Menschen, wenigstens die meisten von uns. Über Ihre Gemeinschaften will ich hier nichts sagen.

Es gibt nicht nur die Gefangenschaft der Menschen die ihnen von außen auferlegt wird – die Gefangenschaft unter Tradition, unter falschen Regeln, unter Autorität. Man kann der Gefangene seines eigenen Herzens sein, der eigenen Korruption und der eigenen Verblendung. Das Heilmittel dagegen ist eher Gemeinschaft und Regeln. Der Feind unserer Freiheit können wir auch selber sein. Wenn also ein Mensch seine Abmachungen mit sich selbst und mit der Gemeinschaft zu der er gehört vernachlässigt, weil er seiner augenblicklichen Bestimmtheit und Laune folgt und sie triumphieren lässt, ist er darum nicht frei. Er ist eher der Sklave seines Augenblicks und seiner Willkür. Die Bindung an eine Idee und an eine Gemeinschaft lockt mich weg aus der öden und langweiligen Landschaft meiner Willkür und meiner Zufälligkeiten.

Wenn ich das sage, steht mir eine Figur christlicher Freiheit vor Augen, nämlich Dietrich Bonhoeffer. Mit diesem Menschen verbinde ich Mut, Furchtlosigkeit, Gewissen, Liebe zur Wahrheit, Unabhängigkeit, also Momente der Freiheit in hohem Maße. Ein Text von ihm ist überschrieben: „Stationen auf dem Weg zur Freiheit“. Und die erste Station nennt er „Zucht“. Es ist uns ein fremdes Wort geworden. Es gibt sicher Wörter aus unserer Tradition, die man nur noch schwer gebrauchen kann, weil sie missbraucht sind. Trotzdem, Bonhoeffer bringt das heiße Wort Freiheit, für ihn ein Grundwort in allen seinen Texten, ständig zusammen mit kühlen Worten wie Zucht, Ordnung, Übung, Disziplin. Wörter, die wir kaum noch zu brauchen wagen. Er hat gewusst, dass Geist und Freiheit nicht zu haben sind, nicht zu halten sind ohne dass der Mensch sich entäußert, sich in Bindungen hineingibt, die nicht ohne unsere Entscheidungen zustande kommen, die aber länger dauern und älter sind als unsere eigene Augenblicklichkeit. Man muss sich langfristig machen. Bindungen eingehen, in denen viele verpflichtet sind und die von vielen getragen sind.

Gerade der letzte Gedanke scheint mir wichtig; ich will ihn an einem Beispiel erklären. Wenn ich zu einer Gemeinschaft gehöre, etwa zu einer Diakonengemeinschaft, und diese Gemeinschaft hätte die Abmachung eines täglichen Gebetes, so hilft mir bei meinem eigenen Gebet der Gedanke, dass viele, die ich kenne und schätze und die mit mir ein Ziel ernst verfolgen, mit mir beten; ich bin nicht allein. Vielleicht stärkt meinen halben Glauben die Erinnerung daran, dass ich mich mit dem Glauben meiner Geschwister verbinde, ich brauche nicht für alles zu stehen, nicht einmal für die Ganzheit meines Glaubens, wenn ich weiß, dass ich eine Stimme unter vielen bin. Ich höre an den Stimmen meiner Geschwis-

ter, dass man glauben kann, selbst wenn ein eigener Augenblick vielleicht trostlos und schwach ist. Ich bete mit fremder Stimme. Das heißt, eine Tradition aufbauen, eine Gemeinschaft haben. Ich bete mit fremder Stimme, nämlich mit der Stimme meiner Geschwister.

Es war immer ein alter Gedanke in der Kirche, dass man als Beter, als Beterin, nicht allein ist, sondern dass man sich einfügt in einen großen Chor der Engel, der Heiligen, der Toten – man betet mit vielen, man ist nicht allein, man ist so wichtig, wie jemand wichtig ist in einem tausendstimmigen Chor, mit fremder Stimme beten, mit der Stimme der Geschwister beten, oder mit der Stimme der Toten beten. Manchmal, wenn einen das Leben niederschlägt, kann man ja nur noch mit fremder Stimme beten, hat man vielleicht nur noch, wie einen Balken nach einem Schiffbruch, einen Psalmvers der sich beten lässt, weil viele ihn vor mir gebetet haben, weil viele mit ihm vor mir gehofft haben.

Ich war neulich in einer Gemeinde, die hatte das Glaubensbekenntnis abgeschafft, weil sie sagte, das Glaubensbekenntnis sei nicht mehr zeitgemäß. Welche tiefsinnige Wahrheit. Natürlich ist es nicht zeitgemäß. Es ist in einer Sprache von vor zweieinhalbtausend Jahren geschrieben.

Ich kann mich bergen im Glauben der anderen. Vielleicht kann man diesen Gedanken nur annehmen, wenn man weiß, was Kirche ist. Da hapert es in der Tat beim Protestantismus: er hat immer ein schwaches Kirchenbild. Ich bin vor meinem eigenen Gewissen verantwortlich, die Gefahr besteht, dass jeder sein eigener Papst ist, und die Gefahr besteht, dass man einsam ist und sich nicht mehr verbünden kann. Ich bin nicht allein, ich habe Geschwister, ich habe die Toten. Die Spiritualität besteht in der Arbeit und einfach darin, dass Sie Gruppe sind und dass das Subjekt ein Verhältnis zu Ihnen, zur Gruppe hat. Die Spiritualität ist natürlich auch der Akt des Einzelnen.

Darüber will ich am Ende noch etwas sagen. Ich möchte etwas über die Form der Selbstgestaltung von Spiritualität sagen. Wie lernt man das?

Spiritualität ist nicht Genialität, sondern Handwerk.

Beten ist nicht Genialität und nicht den Meisterbetern der Evangelischen Kirche vorbehalten, Beten ist Handwerk. Das kann ich lernen, wie ich Schuhe flicken lernen kann. Zugegeben, der eine kann besser Schuhe flicken als der andere, aber man kann das lernen. Wohl muss man eine gewisse Aufmerksamkeit für das Leben haben, um beten zu können, eine gewisse Leidenschaftlichkeit, die fähig ist zu wünschen, die fähig ist zu vermissen, die Gesundheit der Kranken, das Augenlicht der Blinden und das Recht unter den Völkern. Man kann beten, wenn man weiß, wofür man beten soll. Ich nehme das Beispiel „Beten der Selbstgestaltung“ und halte ein kleines Plädoyer für Regeln der spirituellen Selbstgestaltung. Mich interessiert handwerkliche Schwarzbrot-Spiritua-

lität. Wie jedes Handwerk verlangt auch das Beten oder die Beichte Regeln und Methoden. Methoden reinigen uns von Zufälligkeiten des Augenblicks, Regeln machen uns langfristig. Ich spreche als einer, der in einer Zeit lebt, in der fast alle Regeln verloren gegangen sind. Hätte ich vor 40 Jahren darüber geredet, hätte ich vielleicht gesagt, wir müssen mal endlich lernen, Regeln zu brechen. Aber wenn man das gelernt hat, dann muss man anders reden, muss man ein anderes lernen, dann fällt ein anderes Pensum an, nämlich Regeln zu halten. Ich möchte einige bescheidene Regeln nennen, die uns zur religiösen Aufmerksamkeit verhelfen, zur religiösen Lebensaufmerksamkeit. Spiritualität ist gestaltete Aufmerksamkeit, ist nicht Erfahrung von irgend etwas Besonderem. Sollte sich eine solche Erfahrung einstellen, kann man ja dankbar dafür sein.

Entschließe Dich zu einem bescheidenen Vorhaben auf dem Weg zur religiösen Aufmerksamkeit – so übersetze ich am liebsten das Wort „Spiritualität“. Es gibt das Problem der protestantischen Selbstentmutigung durch zu große Vorhaben. Ein bescheidener Schritt könnte sein, am Abend oder am Morgen einen Psalm in Ruhe zu beten, sich sieben Minuten für eine ruhige Lesung freizuhalten, am Abend in beschränkter Zeit den Losungen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Wenn wir dies nicht können, liegt das nicht an der Hektik und Überlastetheit unseres Berufes, sondern daran, dass wir falsch leben.

Gib Deinem Vorhaben eine feste Zeit. Bete nicht nur, wenn es Dir nach beten zumute ist, sondern wenn es Zeit dazu ist. Gute Zeiten sind Zeiten des Anfangs und des Endes: der Morgen, der Abend, das Ende einer Woche, der Anfang einer neuen Jahreszeit (die Quartembertage). Regelmäßig beachtete Zeiten sind Rhythmen, Rhythmen sind gegliederte Zeiten, und erst gegliederte Zeiten sind erträgliche Zeiten. Lineare und nicht gegliederte Zeiten sind öde und schwer erträgliche Zeiten.

Gib Deinem Vorhaben einen festen Ort! Orte sprechen, Orte bauen an unserer Innerlichkeit. Unseren Enkelkindern erzählen wir die Märchen auf der dritten Treppenstufe. Diese Stufe, häufig beachtet, öffnet den Geist der Kinder für phantastische Geschichten. Wir Protestanten setzten zwar lieber auf den Geist und auf die Wahrheit, in der wir anbeten, und neigen dazu Orte und Zeiten – Äußerlichkeiten eben! – zu missachten. Das ist theologisch korrekt und psychologisch schwachsinnig.

Sei streng mit Dir selbst! Mach nicht Deine Gestimmtheit und Deine augenblickliche Bedürfnisse zum Maßstab Deines Handelns! Stimmungen und Augenblickbedürfnisse sind zwielichtig. Die Beachtung von Zeiten, Orten und Methoden reinigt unser Herz.

Rechne damit, dass Dein Vorhaben kein Seelenbad ist, sondern Arbeit – manchmal schön und erfüllend, oft langweilig und trocken. Das Gefühl innerer Erfülltheit recht-

fertigt die Sache nicht, das Gefühl innerer Leere verurteilt sie nicht. Meditieren, Beten, Lesen sind Bildungsvorgänge, Bildung ist eine langfristige Unternehmung.

Sei nicht auf Erfüllung aus, sei vielmehr dankbar für geglückte Halbheit. Es gibt Ganzheitszwänge, die unsere Handlungen lähmen und die uns entmutigen.

Beten und Meditieren sind kein Nachdenken. Es sind Stellen hoher Passivität. Man sieht die Bilder eines Psalms oder eines Bibelverses und lässt sie behutsam bei sich verweilen. Meditieren heißt, frei werden vom Jagen, Beabsichtigen und Fassen. Man will nichts außer kommen lassen, was kommen will. Man ist Gastgeber der Bilder wie Maria, nicht wie Martha.

Sei nicht gewaltsam mit Dir selber! Zwing Dich nicht zur Gesammeltheit! Wie fast alle Unternehmungen ist auch dieses brüchig, es soll uns der Humor über dem Misslingen nicht verloren gehen. Auch das Misslingen ist unsere Schwester und nicht unser Todfeind.

Birg Deinen Versuch in den Satz von Röm 8: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, wie wir beten sollen, wie sichs gebührt. Sondern der Geist tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen. Wir bezeugen uns nicht selber, der Geist gibt Zeugnis unserem Geist.“ Wir sind besetzt von einer Stimme, die mehr Sprache hat als wir selber.

IMPULS

Impressum

Herausgeber: Verband Evangelischer Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland e. V.,
VEDD-Vorstand, verantwortlich: Diakon C. Christian Klein
Kurt-Schumacher-Straße 2, 34117 Kassel
Tel. 0561 / 7 39 94 21 • Fax 0561 / 7 39 94 22
E-Mail: vedd@vedd.de • Internet: www.vedd.de

Gestaltung und Schlussredaktion:
Redaktionsbüro Lothar Simmank, Kassel